

Jürgen Brokoff / Jürgen Fohrmann / Hedwig Pompe / Brigitte Weingart (Hgg.),  
*Die Kommunikation der Gerüchte*. Wallstein, Göttingen 2008. 382 S., € 29,90.

Gerüchte sind schwer zu fassen und noch schwerer aus der Welt zu bringen. Gerüchte sprechen sich herum und zirkulieren im Modus des „Hörensagens“; sie erscheinen in frühneuzeitlichen Flugschriften und auf WWW-Seiten. Und sie erzeugen jenes ungesicherte Wissen, das sich gleichsam ansteckend zu verbreiten scheint und weitreichende Folgen haben kann. Denn auch wenn die Gehalte dieser personal nicht zuschreibbaren Nachrichten zumeist nur schwer zu verifizieren sind (und sich nicht selten als falsch erweisen), bleiben ihre Wirkungen nicht zu unterschätzen: Konnten in der Frühen Neuzeit anonyme Denunziation und öffentliches Gerede zum Auslöser inquisitorischer Untersuchung werden, führen heute Insider-Informationen über bevorstehende Zahlungsschwierigkeiten von Unternehmen zu Kursstürzen. Nichtautorisierte Nachrichten beeinflussen ökonomisches Handeln ebenso wie emotionale Reaktionen – wenn sie für zutreffend gehalten werden und mit dieser Akzeptanz soziale Relevanz gewinnen.

Damit sind wesentliche, doch bei weitem nicht alle Parameter jener Kommunikationen umrissen, die seit der erstmals 1947 veröffentlichten Untersuchung *The Psychology of Rumor* von Gordon W. Allport und Leo Postman zu einem nicht unwesentlichen Gegenstand der Sozialwissenschaften aufstiegen und den Gegenstand des hier anzuzeigenden Sammelbandes darstellen. Seinen Ausgangspunkt – in der Einleitung des Mitherausgebers Jürgen Fohrmann an Ludwig Tiecks erstmals 1839 gedruckter Erzählung *Des Lebens Überfluß* prägnant vorgeführt – bilden neuere Einsichten in die medialen und medientechnischen Konditionen von Gerüchtekommunikation: Gerüchte funktionieren als Nachrichten und damit als Akte der Produktion und Distribution von Informationen, die weniger durch ihre Inhalte als vielmehr durch die Art und Weise ihrer Formatierung und Weitergabe sowie ihre sozialen Konsequenzen gekennzeichnet sind. Ihr besonderes Charakteristikum besteht in einer mehrfach dimensionierten Bindungslosigkeit bei gleichzeitiger Integration in soziale Regelkreise. Im Modus des Hörensagens kolportierte Aussagen über das „was alle sagen“, stellen ebenso wie elektronisch verbreitete Meldungen unter Berufung auf „gewöhnlich gut informierte Kreise“ Nachrichten dar, die keine personal identifizierbaren Instanzen der Beglaubigung haben sowie von Möglichkeiten der Validierung auf spezifische Weise entbunden sind und nicht zuletzt deshalb beschleunigte Proliferation verzeichnen können. Sie manifestieren ein Wissen, dem Vertrauen (bzw. ein in verschiedenen Varianten möglicher Vertrauensvorschuss) entgegengebracht wird und das Orientierungs- und Handlungsmöglichkeiten eröffnet.

Alle diese Bestimmungen machen das Gerücht zu einem faszinierenden Gegenstand einer interdisziplinären, an Formen und Formaten von Kommunikation interessierten Literatur- und Kulturforschung. Der vorliegende Sammelband, Ergebnis einer im Oktober 2006 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn veranstalteten Tagung, dokumentiert sowohl die Faszination als auch die Resultate dieser Beobachtung. Denn er rückt dezidiert nicht die Inhalte und politischen Dimensionen von Gerüchten, Gossip oder Klatsch in den Mittelpunkt, um medienkritische Positionen zu beziehen. Das erklärte Interesse gilt vielmehr den „Verfahren der Gerüchtekommunikation in historisch und medial differenten Szenarien“ (Einleitung von Jürgen Fohrmann, S. 13), die in drei Sektionen untersucht werden. Die erste Sektion „Formen und Medien des Gerüchts“ thematisiert den monströsen Charakter beziehungsweise die paradoxal „unförmige Form“ (Einleitung von Jürgen Brokoff, S. 19) von Gerüchtekommunikation und verschränkt dazu real- und begriffsgeschichtliche sowie literaturhistorische Perspektiven. Der zweite Abschnitt „Gerücht und Nachricht“ soll die komplizierten Beziehungen zwischen Varianten der Informationsverarbeitung klären und demonstriert eindrucksvoll die Schwierigkeiten einer trennscharfen Abgrenzung von „Nachrichten“, „wahren“ und „falschen“ Gerüchten. Der dritte Abschnitt „Gerücht und Übertragung“ thematisiert schließlich jene Pathologien und Pathologisierungen, die sich aus der gleichsam fluiden, sich jeder Bindung und Fixierung entziehenden Ungreifbarkeit des Gerüchts ergeben. Jedem Abschnitt ist eine Einleitung von je einem der Herausgeber vorangestellt, die knapp in das Themenfeld einführen und die strukturierenden Leitgedanken vorstellen; auf Gesamtbibliographie und Register wurde verzichtet.

Der Gewinn, den die Einzelbeiträge jeder Sektion erbringen, kann an dieser Stelle nur unvollständig und summarisch bilanziert werden. Der Herausgeber Jürgen Brockhoff gibt in seinem Einleitungsbeitrag zur ersten Sektion unter dem Titel „Fama: Gerücht und Form“ eine Übersicht des differenzierten Bedeutungsspektrums des Begriffs „Fama“, dem der nachfolgende Beitrag von Dorothee Gall zu „Konzeptionen der *fama* in der griechischen und römischen Literatur“ korrespondiert. Heike Johanna Mierau beleuchtet das Konstanzer Konzil (1414–1418) und die hier bewusst eingesetzte Gerüchtekommunikation, während Albrecht Koschorke im Barockdrama das Gerücht als Modus einer pausenlosen nervösen Kommunikation identifiziert, in dem sich das Reale und das Imaginäre der Macht durchdringen. Natalie Binczek befragt die von der antiken Fama-Konzeption motivierte Beziehung zwischen den Kommunikationsformen des Gerüchts und der literarischen Erzählung und zieht als Beispiel Thomas Bernhards Roman *Das Kalkwerk* heran; in ihm erkennt sie schließlich „Kommunikationsvorgänge, welche ihre ‚Botschaften‘ unentwegt selbst hervorbringen und daher keinen Übertragungs-, sondern vielmehr einen Transformationsprozess beschreiben“ (S. 97).

In der zweiten Sektion, eingeleitet durch Hedwig Pompe, finden sich Ausführungen zu „Geschlechtertransformationen in der aktuellen Präsentation von politischen Talkshows und ihre historischen Wurzeln“ von Birgit Althans (mit der bemerkenswerten These: „Die weiblichen Moderatorinnen der politischen Talkshows forcieren einen männlichen Kommunikationsstil und agieren in ihrem Gesprächsverhalten wie *Dragkings* – auch wenn sie Kostüme und hohe Absätze tragen – und produzieren so, trotz aller angestrebten Seriosität, ein parodistisches Moment“ [S. 146]). Es finden sich aber auch durchaus erhellende Erläuterungen, so zur wichtigen Rolle von Gerüchten in wirtschaftlichen Zusammenhängen. In seinem Beitrag „Märkte und Gerüchte“ definiert der Ökonom Birger Priddat Gerüchte als „frische Informationen“, die noch kein anderer Marktteilnehmer zu haben scheint und also Objekte großen Wertes mit entsprechend hoher Aufmerksamkeit darstellen. Seine in insgesamt 91 durchnummerierten Paragraphen präsentierten Überlegungen sind bedenkenswert: Kein Marktakteur kann Gerüchte ignorieren, da er keine anderen als intuitive oder kommunikative Kriterien hat, um ihre Geltung zu beurteilen. Da Märkte systematisch unvollständig und informational kontingent sind, erscheinen Gerüchte als notwendige Substitute für Informationen; sie können selbst bei parallel laufenden Kommunikationen relevant werden. Zugleich sind Gerüchte vornehmlich im Zustand ihrer Unüberprüfbarkeit am wertvollsten, weil sie dann einen Neuigkeitswert von hoher Einzigartigkeit signalisieren, der entscheidungserregend ist. – Die Folgen dieser Erkenntnisse für Konzepte von Rationalität und rationalem Handeln (gerade auch in wirtschaftlichen

Zusammenhängen) scheinen nicht unbeträchtlich. Denn sie lenken die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf jene informellen und auch emotional bestimmten Faktoren, die Entscheidungen leiten beziehungsweise hervorbringen – und zwar, wie Priddat herausstellt, „schwarmartig“, so dass viele verschiedene Individuen in nicht-unabhängiger kommunikativer Formierung ähnliche beziehungsweise analoge Entscheidungen treffen und das Gerücht respektive die davon ausgelösten Wirkungen als „Handlungsanleitung“ verstärken (S. 220, 223). In diesem Zusammenhang gewinnen die Relationen zwischen individueller Rationalität und sozialen Interaktionen neues Licht: Da rational handelnde Individuen vor allem auch in Ungewissheitslagen nach Entscheidbarkeit suchen, zugleich aber sämtliche Entscheidungsparameter nicht mehr überblicken können, sind Überbrückungsleistungen auf der Basis „emotionaler Anziehungskraft“ (S. 224) notwendig. In diesen Zusammenhängen avanciert das Gerücht zum „funktionale[n] Äquivalent einer Nachricht, aber emotional abgesichert durch die kommunikative Bestätigung, die man beim Gerücht allenthalben erfährt“ (S. 234).

Die in der dritten Sektion versammelten Beiträge zu den Aspekten der „Übertragung“ von Gerüchten sind gleichfalls erhellend. Sie thematisieren in unterschiedlichen Akzentuierungen die Bildlichkeit der „epidemischen Ausbreitung“, die nicht nur im Diskurs über Gerüchte fest etabliert ist, sondern sich generell in Modellen von Massenkommunikation findet. Hervorzuheben ist die durch methodische Reflexion erreichte Beobachungsposition, die in den einleitenden Bemerkungen von Brigitte Weingart markiert wird: Gegen „die mitunter vehementen Verteidigungen kommunikativer Normalvorstellungen“ (S. 248) – deutlich in der Unterscheidung von „Nachricht“ und „Gerücht“ und ihres „parasitären“ Verhältnisses, wie etwa noch in diesem Band von Irmela Schneider vorgenommen – gelangen die Observationen von Formaten und Verfahren des Umgangs mit Gerüchten zu Einsichten in deren hochgradig konstruierten Charakter. Gerade die „Pathologisierung der Gerüchtekommunikation“ durch die Rhetorik der „Ansteckung“ und „epidemischen Ausbreitung“ erweise sie selbst als „diskursive Konstruktion, die von je spezifischen Interessen geleitet wird“ (ebd.). Die Instanzen dieser „diskursiven Konstruktion“ werden in Beiträgen mit unterschiedlicher Qualität näher vorgestellt und diskutiert. Olaf Briese widmet sich der „verführerischen Denkfigur“ der Ansteckung und erörtert am Beispiel von Gerüchten der Cholerazeit 1830/1832 „kommunikativ-kausale Verbreitungswege „psychischer Ansteckung““ (S. 252). Brigitte Weingart verdeutlicht am Beispiel des zwischen 1943 und 1946 von Warner Brothers für die Armed Forces Motion Picture Unit produzierten Cartoons *Rumors* der Reihe *Private Snafu* (der zur Stärkung der Truppenmoral die Abwehrkräfte gegen Gerüchte mobilisieren soll) eine gegenläufige Tendenz:

Die phobische Konstruktion des Gerüchts als Epidemie gerät zu seiner unfreiwilligen „Feier“ als „Schauplatz von unkontrollierbaren, exzessiven Dynamiken“ (S. 297). Der abschließende Beitrag von Rembert Hüser unter dem Titel *Gerücht kam in die Küche* fragt nach den Möglichkeiten der Visualisierung von Hörensagen und diskutiert sie anhand von Mauricio Kagels Film *Ludwig Van* von 1969 und Christian Marclays Soundinstallation *Shake, Rattle & Roll* von 2004. Hüserns These klingt simpel, ist jedoch nicht zu unterschätzen: „Es ist die Energie des Gerüchts, die den Kanon allererst konstituiert und am Leben erhält“ (S. 354). Wie die „Energie“ eines Gerüchts und seine kanon-konstituierenden Qualitäten präziser bestimmt werden können, verrät der Beitrag allerdings nicht. Dafür gibt er die Empfehlung, „ungeachtet allen Klassikergeklingsels Wissenschaftsgeschichte als Gerüchtegeschichte zu schreiben“ (S. 354) – und das ist doch ein guter Rat.

Eine Würdigung dieses Sammelbandes mit seinen disparaten, hier nicht vollständig referierten Beiträgen fällt nicht leicht. Einerseits ist das Bemühen zu würdigen, ein faszinierendes Phänomen von Kommunikation in seinen Formen und Verfahren zu beobachten. Andererseits fallen Desiderate auf. So fehlen historisch gebotene Differenzierungen verschiedener *fama*-Konzepte, so etwa zwischen der in Mittelalter und Früher Neuzeit entwickelten Unterscheidung von öffentlicher Meinung (*publica fama*) und allgemeinem Gerede (*fama communis*), die nicht zuletzt in Inquisitionsprozessen bedeutsam werden sollten. Dabei sind gerade diese Zusammenhänge eminent für den Funktions- und Bedeutungswandel informeller Kommunikation, führt doch eine Aufwertung des Gerüchts im Verbund mit der durch das 4. Laterankonzil von 1215 eingeführten Inquisitionsmaxime (die eine Strafverfolgung von Amts wegen ermöglichte) zu einer neuen epistemischen und kulturellen Situation: Noch im sogenannten Akkusationsprozess war der Kläger ein hohes Risiko eingegangen, da die Beweislast gegenüber dem beklagten Täter bei ihm lag und im Falle des Scheiterns dem Kläger selbst Strafen drohten. In Inquisitionsprozessen genügt dagegen schon die Verbreitung von Aussagen durch die öffentliche Meinung (*publica fama*) beziehungsweise die Berufung auf das allgemeine Gerede (*fama communis*), um eine Strafverfolgung zu initiieren. Wenn Kläger wie schon in Ketzerprozessen nun auch im Rahmen von Hexenprozessen als bloße Denunzianten oder Zeugen auftreten dürfen, steigert dieses geminderte Risiko die Anzeigefreudigkeit drastisch, da jetzt anonym und risikolos missliebige Mitmenschen angezeigt und mit einem Gerichtsverfahren überzogen werden können. Damit gewinnt das Gerücht „aktive“ Dimensionen und wird Auslöser veränderter Umgangsformen mit Aussagen und Behauptungen: Das Zirkulationsmedium unbestätigter Aussagen ist durch Autoritäten zu prüfen; damit erweisen sich veränderte Umgangsformen mit unterschiedlichen Auffassungen derselben Sache und Verfahren zu ih-

rer Validierung als notwendig. – Diese komplizierten Veränderungen in den Umgangsweisen mit Gerüchtekommunikation und unsicherem Wissen seit Mittelalter und Früher Neuzeit findet sich in diesem Band nur im Beitrag von Heike Johanna Mierau erwähnt. Schwerer als diese durch Konzentration auf moderne Entwicklungen bedingten Desiderate in historischer Hinsicht wiegen systematische Defizite. Nur in Umrissen werden die kommunikationstheoretischen Fundamente sichtbar, auf denen eine überzeugende Modellierung des – vor allem auch mündlich verbreiteten – Gerüchts und die Verfahren seiner Beobachtung stattfinden könnte. Zwar erkennt Brigitte Weingart, „dass diese Autonomisierung von Kommunikation mit herkömmlichen Sender-Empfänger-Modellen so wenig zu erfassen ist wie mit der Unterscheidung von Form beziehungsweise Medium und Inhalt“ (S. 247). Doch anschlussfähige Angebote einer Beschreibungssprache für die Formate informeller Kommunikation bleiben ebenso aus wie Überlegungen zu den Institutionen, in denen und durch die Gerüchte zirkulieren. Zu klären wären etwa die Beziehungen zwischen „Gerücht“ und anderen Varianten nicht-autorisierte Kommunikation wie *urban legends* oder *foaftale* (Friend of a Friend-tale); aber auch eine segmentierende Analyse institutioneller Parameter. So liefert beispielsweise die Universität als eine von informellen Kommunikationen wesentlich mitbestimmte Institution eindrucksvolle Exempel für Proliferationen und Wirkungsweisen von Gerüchten – die aber weder durch wissenschaftssoziologische Recherchen noch durch unter Evaluierungsdruck erzeugte Präsentationen reflektiert werden können, sondern sich vorrangig durch literarische Texte beobachten lassen. Campus Novels leisten vielleicht genau diese Aufklärung informeller Kommunikation und erbringen Beobachtungsleistungen, die eine Universität selbst nicht vollbringen kann. Solange diese zentrale Einrichtung der Wissensorganisation – die ja zugleich eine Lebensform ist und vom Gerede in den Gängen ebenso lebt wie von protokollierten Gremienentscheidungen – darauf verzichtet, sich selbst kritisch zu reflektieren, bleiben literarische Inspektionen unverzichtbar.

Damit ist zugleich ein grundsätzlicher Punkt benannt. Wo, wenn nicht in literarischen Texten finden sich die besonderen Qualitäten von Gerüchtekommunikation eindrucksvoller gestaltet? Sind es nicht die Simulationen lebensweltlicher Interaktionen wie etwa im Drama, die wesentliche Aspekte informeller Kommunikation performativ und deklarativ vorführen? Schon ein Blick auf beispielsweise die Theaterstücke von Heinrich von Kleist zeigt die zentrale Bedeutung, die nicht-autorisierte Nachrichten und unsichere Wissensbestände für soziale Regelkreise und ihre konfliktreichen Kollisionen haben. Sollte nicht eine an Formen und Formaten von Kommunikation interessierte Literaturforschung genau diese Zeugnisse so ernst nehmen, wie sie es verdienen? Der vorliegende Band liefert dazu Impulse und Anregungen.

Ob sich diese angesichts der gegenwärtig zu beobachtenden synthetischen Überproduktion von Tagungsdokumentationen und Sammelbänden auch herumsprechen werden, muss die Zukunft zeigen.

Humboldt-Universität Berlin  
Institut für deutsche Literatur

*Ralf Klausnitzer*

Dorotheenstraße 24  
D-10099 Berlin

ralf.klausnitzer@rz.hu-berlin.de